



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Auszug der deutschen Professoren aus Freiburg in der Schweiz

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Beamten besser entsprechen, sie würde auch dem Interesse der Militärverwaltung und den Offizieren selbst gute Dienste leisten. Denn bei der Verwendung der Offiziere in „nachgeordneten“ Stellungen würde eine größere Zahl von Offizieren im Postdienste versorgt werden können als jetzt. Dann würde aber die abgeänderte Ausbildung im Postdienste auch dem Offizier persönlich nur erwünscht sein können. Jetzt vergehen vom Ablauf des Ausbildungsjahrs bis zur Einberufung zur Probendienstleistung als Amtsvorsteher häufig mehrere Jahre. Während dieser ganzen Zeit, in der der Offizier von seiner schmalen Pension und seinem Vermögen leben muß, würde er künftig in Amt und Brot stehen. Er würde aber auch bei der vorgeschlagenen Ausbildung mit viel größerer technischer Sicherheit sein neues Amt übernehmen als jetzt, wo so mancher Postdirektor dauernd auf die Dienstkenntnisse seines Personals angewiesen bleibt.

Die jetzige Art der Versorgung invalider Offiziere als Postdirektoren ist ein Anachronismus. Wenn irgendwo bei unsrer Postverwaltung eine Reform notwendig erscheint, so ist es bei dieser Einrichtung der Fall. Aus einer Zeit herrührend, wo sich der Postdienst noch in den einfachsten Formen bewegte, hat sie bis heute keine wesentlichen Änderungen erfahren, trotz aller Umwälzungen, die sich inzwischen in unserm Verkehrsleben vollzogen haben. Das Reichspostamt steht jetzt im Zeichen der Reform. Besonders in den Personalverhältnissen sollen, wie man hört, durchgreifende Änderungen bevorstehen. Vielleicht rührt Herr von Podbielski auch an diese durch das Alter bisher scheinbar geheiligte Einrichtung und paßt sie den veränderten Verhältnissen an.



## Der Auszug der deutschen Professoren aus Freiburg in der Schweiz



Es ist an sich ein schönes Ding, daß in dem zivilisirten Europa und darüber hinaus heutzutage jedes halbwegs selbständige politische Gemeinwesen, und sei es auch noch so klein, seine eigne „Universität“ haben möchte. Aber nicht überall scheinen sich die gründungslustigen Staatslenker klar zu machen, welche Verpflichtungen die Regierung mit der Errichtung einer solchen Lehranstalt übernimmt, und jedenfalls haben die Beherrscher des Kantons Freiburg, als sie vor neun Jahren die Hochschulen der mit Universitäten schon überreich gesegneten Schweiz um eine vermehren zu müssen glaubten, nicht genügend

darüber nachgedacht, daß sich Universitäten im neunzehnten Jahrhundert nicht etwa nach Art eines katholischen Priesterseminars oder einer Unteroffizierschule leiten lassen, und daß die Männer der Wissenschaft, um ihren Aufgaben genügen zu können, nicht bloß einer gewissen Freiheit der Bewegung bedürfen, sondern in der Regel auch Leute von regem Ehrgefühl sind und unwürdigen Zumutungen der Regierenden schon mehr als einmal hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätten sie das bedacht, so wäre nicht so bald nach der an sich ja sehr löblichen Bethätigung des kantonalen höhern Bildungsdrangs gekommen, was gekommen ist: daß acht an der jungen Hochschule wirkende reichsdeutsche Professoren, lauter tüchtige Gelehrte, darunter Pierden der Wissenschaft, ihr Amt der Kantonalregierung zurückgegeben haben.

Dieser Massenabschied, der uns an die Göttinger Sieben erinnert, hat begreiflicherweise in weiten Kreisen Aufsehen erregt, und viele deutsche und Schweizer Zeitungen haben sich schon mit ihm befaßt. Die Betreffenden haben bis jetzt keine Erklärung des von ihnen gethanen Schrittes veröffentlicht, und eine solche ist auch, wie es scheint, vor Ostern, dem Termin ihres Abgangs von Freiburg, nicht zu erwarten. Dennoch ist über diesen Exodus, seine Vorgeschichte und die an dieser Pflegestätte der Wissenschaft herrschenden Zustände schon soviel an die Öffentlichkeit gedrungen, daß es dem aufmerksamen Beobachter nicht schwer wird, die Einzelheiten zu einem im großen Ganzen richtigen Bilde zusammenzufassen. Das Bild ist wenig ansprechend, aber umso lehrreicher.

Die katholische Universität Freiburg in der Schweiz wurde im November 1889 eröffnet, nachdem der Großrat, d. h. die gesetzgebende Körperschaft des Kantons, einen Monat früher die Errichtung einer kantonalen Hochschule beschlossen hatte. Die Mittel zu diesem Unternehmen hatte eine Konversion der Staatsschuld geboten, die einen Gewinn von 2 $\frac{1}{2}$  Millionen gebracht hatte. Schon im Laufe des Sommers hatte der als Politiker, Soziolog und Romanist bekannte Nationalrat Decurtins, ein Rhätoromane, in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich eine Anzahl von Dozenten geworben, und so konnte zu dem genannten Zeitpunkt wenigstens die Eröffnung der juristischen und der philosophischen Fakultät vor sich gehen. Beide hatten einige zwanzig Dozenten, unter denen die Deutschschweizer und die Reichsdeutschen die überwiegende Mehrzahl bildeten. Die philosophische Fakultät war so gut wie ganz deutsch (nur die beiden Vertreter der romanischen Philologie stammten aus Frankreich), die juristische war von vornherein doppelsprachig. Dies erklärt sich dadurch, daß sie eine Erweiterung der schon lange bestehenden kantonalen Rechtsschule bildete, deren Personalbestand einfach übernommen und nach Kräften ergänzt wurde.

Von Anfang an trug die Universität einen konfessionellen Charakter insofern, als alle Dozenten dem katholischen Bekenntnis angehören sollten. Diese

Bestimmung ergab sich einerseits daraus, daß die Bevölkerung des Kantons fast ausschließlich katholisch ist, anderseits aus der Absicht, zugleich für die katholischen Kantone der Ostschweiz eine Hochschule zu schaffen. Irgend eine Satzung über den konfessionellen Charakter der Anstalt giebt es übrigens nicht; was die Zeitungen darüber gemeldet haben, beruht auf Irrtum.

Im folgenden Jahre wurde die theologische Fakultät eröffnet. Sie wurde dem Dominikanerorden anvertraut, mit dem die Kantonalregierung einen, später erneuerten und etwas abgeänderten, Vertrag abschloß, wonach er sich verpflichtete, den Bedarf an theologischen Dozenten zu decken. Die Bedürfnisse der neuen Fakultät wurden im wesentlichen von den Zinsen einer halben Million bestritten, die von der Stadt Freiburg für die Universität bewilligt worden war.

Die Errichtung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen und einer medizinischen Fakultät behielt man unausgesetzt im Auge. Aber die Beschaffung der Geldmittel stieß auf Schwierigkeiten. Erst im Herbst 1896 konnte wenigstens die naturwissenschaftliche Fakultät ins Leben treten, während die Errichtung der medizinischen noch der Zukunft vorbehalten ist.

Inzwischen hatte auch der innere Ausbau, der Ausbau der Verfassung und der Lehrorganisation der Hochschule, wenigstens dem Anschein nach, große Fortschritte gemacht. Die ersten Jahre waren der Ausarbeitung der Statuten und eines „Grundgesetzes“ gewidmet, das die rechtliche Grundlage der ganzen Anstalt bilden sollte. Die Organisation trug durchaus deutschen Charakter; waren doch die bei der Gründung der Universität berufenen deutschen Dozenten nur unter der Bedingung gekommen, daß die neue Hochschule nach dem Muster der deutschen und deutsch-schweizerischen Universitäten eingerichtet werde, und in allen innern Angelegenheiten völlige Selbständigkeit genieße. Für den Entwurf der Statuten war in erster Linie das Vorbild von Leipzig und Zürich maßgebend. Hervorgehoben zu werden verdient, daß sich auch die französischen Dozenten an dem Ausbau der Universität in deutschem Sinne aufs eifrigste beteiligt haben.

Die Studentenschaft der Hochschule war von Anfang an vorwiegend deutsch. Den Hauptteil bildeten natürlich stets die Ostschweizer. Die Zahl der Reichsdeutschen war aber nicht wesentlich geringer. Die Polen, die anfangs unter der Studentenschaft durch eine Reihe vornehmer Namen vertreten waren, sind allmählich stark zurückgegangen. Franzosen haben so gut wie gänzlich gefehlt; im Laufe von acht Jahren wird ihre Zahl ein halbes Duzend wenig überschritten haben. Für Kenner der französischen Universitätsverhältnisse kann diese Erscheinung nichts Befremdliches haben. Die Gesamtzahl der Studenten betrug im ersten Semester etwa dreißig, im Laufe der Jahre ist sie auf mehr als vierhundert gestiegen. Gewiß ein stattliches Wachstum.

Leider hielt mit den äußern Erfolgen das innere Gedeihen nicht gleichen

Schritt. Dem anfänglichen Einvernehmen innerhalb der Lehrerschaft folgte eine stärker und stärker werdende Spannung. Je ausgedehnter das Professorenkollegium ward, umso mehr machte sich der Mangel an Gleichartigkeit fühlbar. Auch erwies es sich als ein wenig glücklicher Gedanke, daß durch die Übergabe der theologischen Fakultät an einen Orden gleichsam ein Staat im Staate geschaffen worden war, eine Gruppe, die ihre Sonderinteressen in immer steigendem Maße hervorzukehren begann und nicht selten mit rücksichtslosester Schroffheit durchzusetzen suchte. Auch die Verschiedenheit der Nationalität hatte anfangs wenig Schwierigkeiten bereitet, ja mit der Zeit hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis nicht nur zwischen Reichsdeutschen und Deutschschweizern, sondern auch zwischen Deutschen und Franzosen gebildet. Jetzt begannen Zerwürfnisse aufzutauchen. Einen bedrohlicheren Charakter nahmen diese Gegensätze jedoch erst an, als die Polen unter den Dozenten eine Rolle zu spielen begannen. Ihnen gelang es, die Funken zur hellen Lohe zu entfachen, insbesondere die Mehrzahl der Franzosen gegen die deutschen Kollegen aufzuheizen. Das war umso eher möglich, als unter den französischen Professoren nur einer war, der von der Gründung der Universität an in Freiburg gewirkt hatte. Willkommen Bundesgenossen fanden sie in den an der theologischen Fakultät thätigen Vertretern des Dominikanerordens, die ihrer Mehrheit nach Franzosen waren. Die neuen Berufungen brachten keine Stärkung der Deutschen. In merkwürdigem Gegensatz zu der Zusammensetzung der Studentenschaft, deren deutscher Charakter sich immer schärfer ausgeprägt hat, erfuhr das Professorenkollegium eine merkliche Verschiebung zu Ungunsten des Deutschtums. So zählt die Universität gegenwärtig sieben Polen (drei Professoren, vier Assistenten), zwei Tschechen, zehn Nationalfranzosen, der vereinzelt vertretenen Nationalitäten, wie des Italieners usw., nicht zu gedenken.

Diese Verschiebung bedeutete natürlich zugleich eine Schwenkung der Regierung oder, was dasselbe sagt, des allmächtigen Erziehungsdirektors. Hätte dieser unparteiisch seines Amtes gewaltet, so hätten die auftauchenden Konflikte leicht beseitigt werden können. Statt dessen ergriff er selber Partei gegen die Deutschen. Sie waren ihm unbequem geworden, weil sie unter allen Umständen an der ihnen zugesicherten Selbständigkeit der Universität in ihren innern Angelegenheiten festhielten; weil sie wieder und wieder darauf drangen, daß das seit Jahren in den Händen der Regierung befindliche Grundgesetz der gesetzgebenden Körperschaft, dem großen Räte, vorgelegt werde und so die Universität eine rechtliche Grundlage erhalte; weil sie stets die Forderung stellten, daß die in Universitätsfragen völlig ununterrichtete Regierung den Rat der offiziellen Vertreter der Universität einholen und sich nicht auf unverantwortliche Ratgeber stützen solle; weil sie endlich das Verlangen stellten, daß die bei ihrer Berufung von der Regierung kontraktlich übernommenen Verpflichtungen endlich erfüllt würden. Das alles war sehr unbequem. An Widerspruch

war der Selbstherrscher Freiburgs schon seit langen Jahren nicht mehr gewöhnt. Was Wunder, daß er es angenehmer fand, ohne Grundgesetz weiter zu regieren. Die unwillkommenen Mahner aber sollten lernen, daß man die Ruhe des Allmächtigen nicht straflos störe; sie sollten mürbe gemacht und zum Gehorsam gebracht werden. Nützte alles nichts, so wurde eine Plenarversammlung der Universitätslehrer einfach verboten, oder die Statuten wurden irgendwie „ergänzt.“ Was auf diesem Wege geleistet werden kann, haben die Reichsdeutschen und Deutschschweizer in den letzten Semestern, insbesondere im vergangnen Sommerhalbjahr staunend erfahren. Wagten sie zu protestiren, so erfolgten Erlasse, wie sie ihrem Tone nach in der Universitätsgeschichte wohl einzig dastehen dürften. Daneben lief eine wilde Heze gegen einzelne, besonders mißliebige Persönlichkeiten her, die man mit allen Mitteln vernichten wollte. Daß die Stimmung unter solchen Umständen sehr erregt war, ist begreiflich. Sie wurde nicht gebessert durch die Erfahrung, die ein Dozent noch am Schlusse des letzten Semesters machen mußte. Ihm war wie andern bei der Gründung der Universität berufen von dem Vertreter der Freiburger Regierung, Herrn Decurtins, zugesichert worden, daß er nach Ablauf der ersten fünfjährigen Anstellungsperiode auf Lebenszeit angestellt werden solle, und ein notarieller Vertrag bekräftigte diese Zusicherung. In Freiburg mußte er erfahren, daß die Erfüllung dieses Versprechens nicht so einfach sei, da die Verfassung des Kantons widerspreche. Als nun nach Jahren die Grundlagen der Universität ins Wanken kamen, und von der Erziehungsdirektion eine Umgestaltung der Organisation mit dürren Worten angedroht wurde, hielt es jener Dozent für angebracht, die Probe darauf zu machen, ob die Regierung ihre privatrechtlichen Verpflichtungen in gleicher Weise zu behandeln gesonnen sei. In der That weigerte sich diese, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

So ging man im August 1897 in die Ferien. Eine Anzahl von Professoren war schon damals fest entschlossen, über kurz oder lang Freiburg zu verlassen. Die Regierung war also nahe daran, ihr Ziel zu erreichen, das darin bestand, die Mißliebigen einzeln und in aller Stille wegzuzüchern. Es sollte aber anders kommen. Der erste Gruß, der den aus den Ferien zurückkehrenden bei Beginn des Wintersemesters zu teil ward, war die Nachricht, daß zwei Kollegen, den Professoren Sostes und Hardy, der am 1. Oktober fällige Gehalt gesperrt sei. Man war zuerst geneigt, diese Nachricht für einen schlechten Witz zu halten. Sie bestätigte sich aber bald. An der Kasse war den beiden einfach erklärt worden, es sei für sie kein Gehalt da. Von einer vorausgegangnen Untersuchung, von einem Richterspruch, ja selbst von einer vorherigen Mitteilung war keine Rede. Über die Gründe herrschte völliges Dunkel; man wußte nur, daß beide Herren mißliebige waren, daß man ihnen im letzten Semester das Leben nach Kräften schwer gemacht hatte, und daß sie, so gut es gehen wollte, sich ihrer Haut zu wehren gesucht hatten. Die Folge dieser

Maßregel war jedoch eine andre, als man in gewissen Kreisen gehofft haben dürfte. Nach vergeblicher Reklamation erfolgte eine Beschwerde beim deutschen Gesandten in Bern, und dieser nahm sich der Sache aufs wärmste an. Da hielt es die Regierung doch für angebracht, einzulenken: am 9. November empfangen beide Herren eine Anweisung auf den fälligen Gehalt. Das ganze Verfahren wurde aufs ungeschickteste begründet: nicht um eine Sperrung habe es sich gehandelt, sondern um eine „Suspendirung,“ um die Herren zu einer Aussprache vor dem Erziehungsdirektor zu veranlassen. Nur schade, daß diese treffliche Begründung erst mehrere Wochen nach der Gehaltsverweigerung auftauchte!

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Vorkommnis den Weg in die Öffentlichkeit fand. Sprach doch ganz Freiburg von nichts anderm. Die Nachricht lief auch durch die Zeitungen. Die Versuche, sie abzuleugnen, scheiterten kläglich. Eine Zuschrift, die der Redakteur des Freiburger Regierungsblattes, der *Liberté*, an die Neue Zürcher Zeitung schickte, und worin er eine mit groben Ausfällen gespickte, arg entstellte Schilderung der wirklichen Vorgänge gab, war der Tropfen, der das bis zum Rande gefüllte Gefäß endlich zum Überlaufen brachte. Man kam überein, mit dem Schlusse des Semesters sein Bündel zu schnüren. Unter dem Eindruck der erwähnten Zeitungsmittelung wurde der Regierung die gemeinsame Demissionserklärung übergeben und zugleich einer Anzahl von Tagesblättern von dem Schritte Mitteilung gemacht. Die scheidenden Universitätslehrer sind die Herren Efmann (Kunstgeschichte), Gottlob (historische Nationalökonomie), Hardy (Religionsgeschichte, indische Sprache und Litteratur), Jostes (germanische Philologie), Vörkens (Strafrecht), von Savigny (deutsches Recht), Streitberg (indogermanische Sprachwissenschaft, Sanskrit), Sturm (klassische Philologie). Dazu kommt noch Professor Wasserab (Nationalökonomie), der gleichzeitig in den Verband der Münchner Universität, der er bis zu seiner Berufung angehörte, zurückgekehrt ist.

Die Folgen dieses Schrittes für die Freiburger Hochschule lassen sich leicht voraussehen. Sie wird — daran ist nicht zu zweifeln — mit der Zeit ganz ins französische Fahrwasser einlenken. Zwar wirken an ihr jetzt noch immer fünfzehn reichsdeutsche Dozenten, und diese stattliche Zahl ist denn auch dazu benutzt worden, das Vorhandensein eines nationalen Zwiespalts abzuleugnen. Aber von dieser Zahl sind zunächst abzugeben die beiden reichsdeutschen Dominikanerpatres, weil diese in allem von den Befehlen der Ordensobern abhängig sind, ferner einer, der zwar Preuße ist, jedoch der polnischen Nationalität angehört, ein anderer, der mit der Absicht umgeht, das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben, ein dritter, der in der Kölnischen Volkszeitung erklärt hat, daß er schon früher seine Entlassung eingereicht habe, aber auf dringenden Wunsch der Regierung vorläufig weiter lese; ein vierter ist als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses seit Jahren verhindert, Vorlesungen zu halten,

und wird auch schwerlich jemals wieder in die Lage kommen, dies zu thun. Ferner müssen natürlich die abgerechnet werden, die sich offen zu denselben Anschauungen wie ihre scheidenden Kollegen bekannt haben, aber durch äußere Umstände noch an Freiburg gebunden sind. Somit bleiben nur noch die vier erst vor kurzem berufenen Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät übrig, die die Lage nur erst unvollkommen übersehen, sowie ein kürzlich habilitirter Privatdozent. Von solchen, die ebenso lange in Freiburg wirken wie die Zurückgetretenen, sind nur noch zwei vorhanden, von denen der eine durch Krankheit stets vom Universitätsleben und seinen Kämpfen ferngehalten worden ist. Das sind die bleibenden Deutschen.

Man sieht also, daß es sich allerdings um eine entscheidende Wendung in der Geschichte der Freiburger Universität handelt. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß den Scheidenden in nicht allzuferner Zeit andre nachfolgen werden. Dürfte doch auch für die Deutschschweizer der Boden Freiburgs von Tag zu Tag heißer werden. Und die erst kürzlich angekommenen Dozenten der naturwissenschaftlichen Fakultät werden vermutlich in wenigen Jahren dieselben Erfahrungen machen, die heute ihre ältern Kollegen veranlaßt haben, ihr Amt niederzulegen. Ein Versuch aber, die verlorren Kräfte aus Deutschland zu ersetzen, hat wenig Aussicht auf Erfolg. Erstens sind für eine Reihe von Fächern katholische Gelehrte bei uns zur Zeit überhaupt nicht vorhanden, die Lücke ist also von dort nicht auszufüllen. Dann aber werden sich voraussichtlich die katholischen Gelehrten, die für die andern Lehrstühle in Betracht kommen könnten, aus dem Schicksal der heute Scheidenden eine Lehre ziehen, damit sie nicht blindlings den Versprechungen der Freiburger Staatslenker Glauben schenken.

Doch das sind Folgen, denen die Kantonalregierung vielleicht ruhigen Gemüths entgegenieht. Denn sind deutsche Professoren nicht zu haben, so giebt es ja auch noch anderwärts gelehrte Leute, z. B. unter den Polen und den Tschechen. Eine andre, vielleicht weniger leicht genommene Frage ist die: wird der Zuzug von Studenten aus den Ländern deutscher Zunge, auf den Freiburg angewiesen ist, der bisherige bleiben? Unfre deutschen Studenten besuchen ausländische Hochschulen in der Regel nur dann, wenn ihnen die an diesen verbrachten Semester als Studiensemester in der Heimat angerechnet werden. Unfre Regierungen und unfre Fakultäten haben aber allen Grund, sich jetzt die Frage vorzulegen, ob sie eine in solchem Geiste regierte Universität, an der nicht nur Meid und Haß gegen deutsche Kulturarbeit das Wort führen, sondern auch die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre durch einen katholischen Orden aufs ernstlichste bedroht erscheint, fernerhin als eine den andern Schweizer Hochschulen und den deutschen Universitäten ebenbürtige Lehranstalt anerkennen können. In den Kreisen der deutschen Universitätslehrer scheint schon jetzt die Meinung vorzuherrschen, daß diese Frage zu verneinen sei. Jedenfalls

muß man auch heute schon wünschen, daß unsre akademische Jugend dieser alma mater fortan fern bleibe, umso mehr, als es gerade die tüchtigsten Professoren sind, die sie zu Ostern verlassen, und die Gewinnung eines ebenbürtigen Erfases für die Auscheidenden mehr als zweifelhaft erscheint.

Man mag es bedauern, daß ein vorgeschobener Posten des Deutschtums an der romanischen Sprachgrenze dem sichern Untergang geweiht ist. Wenn aber den Voraussetzungen der Statistik Zutrauen geschenkt werden darf, so hat das Deutschtum sein letztes Wort im Kanton Freiburg noch nicht gesprochen. Denn diese behauptet, daß, falls die gegenwärtigen Bevölkerungsverchiebungen andauern, in einem Jahrhundert der Kanton von Bern aus germanisirt sein werde. Vorausgesetzt natürlich, daß bis dahin an den Ufern der Saane nicht ein neues polnisches Königreich erstanden ist.



## Sagenbildung und Sagenentwicklung

Von Georg Holz

(Schluß)



Ich habe bisher versucht, die Grundzüge der Amelungensage aus gegebenen geschichtlichen Ausgangspunkten zu entwickeln. Die Möglichkeit meiner Ausführungen angenommen, entsteht nun aber sofort die weitere Frage: wer sind die Träger dieser ganzen Entwicklung? Ohne Menschen, die jenen Schatz von Überlieferung als ihr Eigentum betrachten, und ohne solche, die ihn bewußt ausgestalten, ist ja diese ganze Entwicklung undenkbar. Nun liegt es auf der Hand, daß eine so hervorragend volkstümliche Sage wie die von den Amelungen gerade von dem Volke gepflegt worden sein muß, dessen Ruhm sie verkündet. Das wären die Ostgoten. Aber schon ein Menschenalter nach der ruhmreichen Regierung Theoderichs verschwinden die Ostgoten in blutigen Kämpfen gänzlich vom Schauplatze der Geschichte, sie können also ihre Überlieferungen nicht lange gehütet haben, es müssen andre für sie eingetreten sein, die jenen Schatz als den ihren betrachten und pflegen konnten. Diese andern finde ich in dem Stamme der Baiern. Ihr Gebiet bildete unter Theoderich einen Teil des ostgotischen Reiches; später ist es, wenn auch unter fränkischer Hoheit, ein selbständiges Staatsgebilde, dessen eigentlicher Ursprung freilich im Dunkel liegt. Es wäre aber recht gut möglich, daß sich Baiern insofern als eine unmittelbare Fortsetzung des ostgotischen Reichs darstellte, als es jener